

lieb und teuer werden muß. Verschwendende Genußsucht und unfreies Strebertum, dieses deutsche Laster, schließt sie in gleicher Weise aus. Jener Mensch soll erstehen, der die heilige Tugend der „Maße“ wieder schätzen und üben kann.

Soll aber die Einfachheit als Erziehungsmittel werbende Kraft entfalten, so muß sie in lebendigen Gestalten aufleuchten. Das hat der Dichter des „einfachen Lebens“ und der „Jerominkinder“ richtig gesehen. Wir wollen diese Gestalten christlich vertiefen und vervollständigen. Denn sie lassen wesentliche Züge vermissen und geben nur einen Teil jenes Urbildes einfachen Lebens wieder, das in Christus aufgestrahlt ist. In ihm schauen wir die Verbindung von Weltüberlegenheit und doch liebender Vertrautheit mit den Dingen, die jene köstliche Harmonie des christlichen Menschenbildes geschaffen hat, das immer wieder die Welt bezaubern konnte. Jene Herzensbildung ist daraus erwachsen, die in schöner Ausgewogenheit Ernst und Frohsinn, Verzicht und Genuß zu verbinden vermag. Die Gestalt des lebendigen, einfachen Christus, nicht nur die Einfachheit einer wenn auch noch so edlen Natur muß durch die Christen sprechen. Dann wird echte evangelische Einfachheit und Hingabe ihnen die Herzen gewinnen.

Ernst Jünger. Gestalt und Wandlung

Von HUBERT BECHER S. J.

Alle menschlichen Weisen der Betätigung und Arbeit formen nicht nur die Erde und die Dinge; sie beeinflussen und verändern auch das seelische Gefüge des Menschen. Das technische Zeitalter des 19. und 20. Jahrhunderts hat die Wahrheit dieses allgemeinen Satzes in einer fast erschreckenden Deutlichkeit vor Augen gestellt. Daß durch Maschine und Fabrik die an die früheren Wirtschaftsformen gebundenen und aus ihnen oder wenigstens mit ihnen entstandenen Lebensverhältnisse gestört und zerstört wurden, hat von Anfang an zu weitgehenden Erörterungen geführt. Es erregte vor allem die Gemüter, daß gerade auch die religiöse Welt des Menschen durch die Technik zerstört wurde. Prophetische Stimmen sagten den Untergang der christlichen Welt schon vor über hundert Jahren voraus. Der Niedergang des religiösen Lebens war ja unverkennbar, und so schien der Schluß gerechtfertigt, daß die technischen Formen unseres Zeitalters in sich und wesentlich unchristlich seien. Die Furcht vor der Technik ließ den Christen erst spät sich zur theoretischen Klarheit durchdringen, daß auch diese geschöpfliche Betätigungsweise wie alles Geschöpfliche in das katholische Leben eingebaut werden muß.

Aber damit ist nur das Äußerliche, das rein Materielle des Entwicklungsvorgangs der Menschheit gefaßt. Neben der sachlichen Arbeit und den sich aus ihr ergebenden Gesetzmäßigkeiten, die zwar in sich sachlich sind, aber auf den Menschen bildend, umbildend, sogar, wenn man will, verbil-

dend einwirken, entstehen gewisse seelische Antriebe. Es fällt jedem auf, wie z. B. die einzelnen Handwerke, des Uhrmachers, des Schneiders, des Schusters, wie die geistigen Berufe des Lehrers, des Arztes, des Juristen dem Menschen ein solches inneres Gepräge geben, daß auch sein äußeres Gehaben auf den ersten Blick ihn als einen in diesem oder jenem Beruf tätigen Menschen erkennbar macht. So gibt es auch eine innere Wahlverwandtschaft zwischen der technischen Welt, gewissen seelischen Auffassungsweisen und der sich bildenden Gedankenwelt.

Der christliche Betrachter erkennt überdies, daß mit der Umformung auch neue Vorbedingungen zum religiösen Leben entstehen. Er erfährt — leider zu spät —, daß dabei die dem Religiösen günstigen Möglichkeiten überholt und verdeckt werden von den Gefahren und Bedrohungen. So hat man denn von der Dämonie der Technik gesprochen, und es ist sicher, daß die Religio depopulata der Gegenwart tatsächlich und in innerem Zusammenhang mit dem Maschinenzeitalter entstanden ist. Der Irrtum, der technischen Betätigung in sich diese Entwicklung zuzuschreiben, ist darum begreiflich. Wird doch auch von den Feinden des christlichen Gedankens diese innere Verbindung behauptet. So sagt der Wirtschaftspolitiker Ernst Nollenbruch in seinem Buch „Politik, Technik und Geist“¹, der Sinn der Gegenwart sei die Entthronung Gottes, an dessen Stelle Luzifer oder der arische Lichtbringer Prometheus als Herr der Menschheit wieder eingesetzt werde, damit der Mensch selber Gott werde in Kraft seines geistigen Schöpfungstums, das in der Rasse, dem lebendigen Leben in uns auflodert.

Unter denen, die die technische Welt als eine geistige Welt gesehen und ihr Menschen- und Weltbild dargestellt haben, indem sie sowohl den Zustand der Gegenwart beschreiben wie aus den Grundantrieben und Grundhaltungen vorausschauend und vorhersagend die Zukunft malen, behauptet Ernst Jünger einen besonderen Rang. Die Schärfe seines Blicks, die Rücksichtslosigkeit seiner geistigen Kraft haben ihm einen hohen Ruf verschafft. Da er selbst im Lauf seines persönlichen Wachsens die Einseitigkeit des technischen Zeitalters erkannte und zu beseitigen sucht, ist es reizvoll, an seinem lebendigen und anschaulichen Beispiel das Wesen des technischen Weltbildes darzulegen und den Versuch seiner Überwindung zu betrachten. Jünger stand und steht nicht allein; er ist der Vertreter weiter Kreise, verkörpert ganze Richtungen. Das Urteil über ihn wird zu einem Gericht für sie alle. Man kann Ernst Jünger nicht in dem Sinn einen Dichter nennen, als ob er innere Erlebnisse in der Lyrik, geistige Geschichte und äußere Begegnungen und Funde in erzählender oder dramatischer Form gestaltete und sie so als ewiggültige, für sich stehende Werke der Wortkunst, als Gebilde des Schönen der Welt den Lesern und Hörern schenkte. Alle seine Schriften tragen persönlichen, bekenntnishaften Charakter. Sie sind Bekenntnisse von ihm selbst, vielleicht noch mehr für ihn selbst, in

¹ Hoheneichenverlag München 1942. Vgl. S. 305, 321, 326.

denen er sich Rechenschaft von seinen eigenen Seelenstimmungen und den äußeren Eindrücken gibt, um ihre Wirkung auf sich festzustellen. Aber dadurch, daß er, in derselben Welt wie wir stehend, mit einer zweifellos ganz bedeutenden Schärfe und Klarheit seine Erlebnisse darstellt, wird er ein Dichter im Sinn des Verdichtens, Verkörperns von etwas, was auch in uns allen irgendwie lebt oder um uns gespürt wird oder wenigstens gespürt werden kann. Da diese Erlebnisse auch uns für die Zukunft formen, gehört Jünger zu den Bildnern und Wegweisern, ist er *poeta vates*, wie die Alten den Dichter nannten. Ihn unter den Schriftstellern der Gegenwart in einen bestimmten Rang einzuordnen, ihm eine bestimmte Note zuzuweisen, ihn hervorragend oder groß zu nennen, ihn einer bestimmten Schule oder Richtung zuzuschreiben, ist im Grund belanglos. Nur das sei gesagt, daß er wohl eine Verleiblichung von Gedanken Nietzsches darstellt, den er in gewisser Weise weiterführt. Wohl wie kein anderer sah Jünger bestimmte Entwicklungen unserer Gegenwart schon vor einem Jahrzehnt mit unheimlicher Schärfe; mit grimmiger Rücksichtslosigkeit verfocht er ihr Recht. Das Überraschendste seiner Gestalt ist dieses: er zeigt, wie die Fehlansätze Nietzsches das gegenteilige Unmaß hervorbringen und darum den Abfall von der Wahrheit wieder aufheben, ohne freilich etwas Neues zu schaffen.

Jünger ist in Heidelberg als Sohn eines Chemikers am 29. März 1895 geboren worden. Sein Vater ist ein protestantischer Hannoveraner, seine Mutter eine süddeutsche Fränkin. Wenn man will, kann man also der Mutter die Gestaltungsfreude und die Phantasie, die Schärfe der Beobachtungsgabe dem naturwissenschaftlichen Vater, die Nüchternheit, die zweifellos auch finstere, die Gewalt verehrende, zähe, ausdauernde und ruhige Härte dem norddeutschen Protestanten zuschreiben. Daß dieser letzte Zug vorherrschend wurde, ist wohl das Ergebnis des ersten Weltkrieges, an dem der Neunzehn- und Zwanzigjährige teilnahm und wo er einer der Schöpfer der Stoßtrupptaktik wurde, der nach dem Krieg dann die Abschnitte über Zug und Kompanie in der Ausbildungsvorschrift für die Infanterie bearbeitete. Ohne den Krieg wäre Jüngers Leben wohl beschwingter gewesen. Als Unterprimaner nämlich brannte er nach Frankreich durch, um Fremdenlegionär zu werden und Afrika zu sehen. Er konnte wegen seiner Jugend bald durch die Bemühungen seines Vaters von den deutschen Behörden heimgeholt werden, bereitete sich dann aber vor, nach seiner Reifeprüfung eine deutsche Forschungsexpedition zum Kilimandscharo in Ostafrika zu begleiten.

Für seine ganze Einstellung ist es kennzeichnend, daß er es 1914 ablehnte, als Fahnenjunker in das Heer einzutreten. Er zog als gewöhnlicher Schütze in den Krieg und meldete sich erst nach seiner ersten Verwundung zu einem Offizierskurs nach Döberitz.

Nach dem Krieg blieb Jünger zuerst in der Reichswehr, politisierte wie die übrigen, zerzankte sich aber mit seinen Vorgesetzten, so daß er bald schon den Abschied nahm. Er studierte dann Zoologie in Leipzig und Neapel, mit besonderer Vorliebe die Kleinwelt der Insekten. Immer in Verbindung

mit den verabschiedeten Offizieren, wurde er in die Kreise der nationalisierenden Klein- und Großpolitiker gezogen, wo er durch Wort und Schrift wirkte. Schließlich trat das Schriftstellern in den Vordergrund. Sein Erfolg erlaubte ihm zahlreiche Reisen zur Beobachtung von Natur und Menschen im Ausland, besonders in südlichen Gegenden. Zu Hause lebte er auf dem Land, bebaute seinen Garten und schrieb, bis ihn der neue Krieg wieder als Hauptmann zur Armee brachte. Er saß am Westwall und zog nach Frankreich mit, kam aber nie in die eigentliche Schlacht, sondern war Ordnungs- und Besatzungsoffizier. Dieser Wandel des doch noch jungen Menschen vom Draufgänger zum Ortskommandanten ist nicht bloß Zufall; er entspricht auch der seelischen Wandlung und der Veränderung seines Weltbildes.

Das Werk Jüngers zerfällt in drei Gruppen, die fast genau den Stufen der seelischen Entwicklung entsprechen². Zuerst schreibt er aus dem Erlebnis des Krieges seine Gesamterinnerungen, zwei Einzelschilderungen und die Rechtfertigung des Soldatengeistes. Es sind: das bekannte Buch „In Stahlgewittern“ (1920), wohl die beste Darstellung des Schützengraben- und Bewegungskrieges in Frankreich von 1915 bis 1918; dazu „Das Wäldchen 125“ (1925), die Beschreibung der hartnäckigen Kämpfe Tag und Nacht, etwa eine Woche hindurch, um einen kleinen, an sich unbedeutenden Frontabschnitt. Das Tatsächliche und die innere Haltung der Kämpfer zugleich wird hier wiedergegeben, wie es z. B. ein Zoologe mit einem gefangenen Käfer tut. „Feuer und Blut“ (1926) schildert den ersten Zug der großen Offensive, den 21. März 1918. Das Buch „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1922) will den Soldatengeist des Weltkrieges vor den Teilnehmern darlegen und ihn gegen die erniedrigenden Anwürfe der Revolution und des ausschweifenden Genießertums der Nachkriegszeit rechtfertigen. Es will den Soldaten und seine Art als wertvoll für Volk und Vaterland der Zukunft erweisen.

Damit bildet das Buch den Übergang zur zweiten Gruppe der Jüngerschen Werke, gebildet aus „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt“ (1932) und einigen Aufsätzen und Schriften, wie z. B. Die totale Mobilmachung, Über den Schmerz. In ihnen wird der Geist des Frontsoldaten und Stoßtrupplers

² Die Werke Jüngers werden unter folgenden Zahlen angeführt:

1. In Stahlgewittern, 1920;
2. Der Kampf als inneres Erlebnis, 1922;
3. Das Wäldchen 125. Eine Chronik aus den Grabenkämpfen 1918, 1925;
4. Feuer und Blut. Ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht, 1926;
5. Das abenteuerliche Herz, 1929;
6. Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, 1932;
7. Blätter und Steine, 1934;
8. Afrikanische Spiele, 1936;
9. Das abenteuerliche Herz. Figuren und Capriccios, Zweite Fassung, 1938;
10. Auf den Marmorklippen, 1939;
11. Gärten und Straßen. Aus den Tagebüchern von 1939 und 1940, 1942;
12. Das Biographische und Einzelheiten der Sinnggebung aus Wulf Dieter Müller, Ein Leben im Umbruch der Zeit, Berlin 1934.

der Westkämpfe 1915—1918 als der Geist des deutschen Menschen, ja des Menschen der neuen Zeit überhaupt bezeichnet. Der Krieg als geschichtliches Erlebnis tritt sogar mehr und mehr zurück, und es wird ein neuer Menschentyp entworfen, der die Welt in unsern Tagen beherrschen und gestalten soll. Die Kriegsereignisse haben hier nur mehr die Rolle des zufälligen Anlasses und höchstens des Beschleunigers der Geburt des neuen Menschen aus dem Chaos der Erde. Es ist der „Arbeiter“.

Dieser Welt äußerer Macht- und Herrschaftsentfaltung schroff gegenüber tritt die dritte Gruppe Jüngerscher Schriften, die nun die geistige Innenschau offenbaren und den inneren Reichtum der Seele sammeln. Es sind Naturbeobachtungen, Wiedergabe von Träumen, Einfälle, Erwägungen über Sprachformen, Gelesenes, Gehörtes und Gesehenes und Tagebuchaufzeichnungen: „Das abenteuerliche Herz“ (1929, 1938), „Blätter und Steine“ (1934), „Gärten und Straßen“ (1942). Oft kraus durcheinander und wie zufällig zusammengestellt, geben sie doch das einheitliche Bild der Schöpfung eines bestimmten Menschen. Auch „Die afrikanischen Spiele“ (1936), die Nacherzählung des Abenteuers des Verfassers in der französischen Fremdenlegion, gehören hierher, da auch sie eigentlich nur die zeitlich aneinander gereihete Fülle buntscheckiger Eindrücke von Natur und Menschen darstellen. Diese Gruppe von Kleinbildern wird gekrönt durch das große symbolische Gemälde „Auf den Marmorklippen“ (1939), das Jünger neuerdings am bekanntesten gemacht hat, da man es irrtümlich als eine Schlüsselerzählung auffaßte, in der Persönlichkeiten des gestrigen Deutschland, ihre Ansichten und Bestrebungen in ihrem zerstörerischen Kern enthüllt werden sollten.

Schon diese Aufzählung zeigt die Fortentwicklung Jüngers, bei der es auf den ersten Blick unverständlich erscheint, wie ein Prophet des Arbeiters nun zu einem neuen Theokrit, dem Hymniker des Landbaus werden konnte.

Es gilt nun, diese innere Welt Jüngers darzulegen.

„Als Sohn einer durchaus vom Stoff überzeugten Epoche bin ich in diesen Krieg gezogen, ein kalter frühreifer Großstädter, das Hirn durch die Beschäftigung mit Naturwissenschaften und moderner Literatur zu Stahlkristallen geschliffen. Ich habe mich sehr verändert durch den Krieg und glaube, daß es wohl der ganzen Generation so gegangen ist. Mein Weltbild besitzt durchaus nicht mehr jene Sicherheit, wie sollte das auch möglich sein bei der Unsicherheit, die uns seit Jahren umgibt. Ganz andere Kräfte sind es jetzt, von denen unser Handeln bewegt werden muß, sehr dumpfe und blutmäßige, aber man ahnt doch, daß es eine tiefe Vernunft ist, die im Blute steckt. Und man ahnt auch, daß alles, was uns umgibt, gar nicht so klar und zweckmäßig, sondern sehr geheimnisvoll ist, und diese Erkenntnis bedeutet schon den ersten Schritt in einer ganz neuen Richtung. Wir sind mit dem Boden wieder in Berührung gekommen; mögen wir wie jener mythische Riese unsere Kraft durch die Berührung wiederfinden“ (2, 83). Dieses Bekenntnis Jüngers stammt aus der Zeit von 1922, in der er am tiefsten niedergeschlagen war und fast unsicher die Verpflichtung fühlte,

sich vor sich selbst rechtfertigen zu müssen. Der ruhige Leutnant, der das Buch „In Stahlgewittern“ lebte und es dann auf Grund seiner Tagebuchvermerke schrieb, war gewiß mutiger und selbstsicherer. Der Wille zur nüchternen Wahrheit ließ ihm seine ersten Erlebnisse und sein Wachsen zum Kämpfer deutlich vor Augen erstehen. Genauigkeit und Schärfe der Beobachtung auch kleinster, nebensächlicher Naturerscheinungen, wie die Farbe der Eisenkieskristalle, die er beim Ausheben eines Schützengrabens ansah, u. dgl. (1, 8 20; 2, 66), die Kälte seines Wesens ließen ihn unter der Vielfalt der Erlebnisse im Fortgang des Krieges klar das Wesentliche in der Veränderung der Kriegsführung (1, 72), erst recht aber das Notwendige und Entscheidende zur Meisterung der Einzellage erkennen. Vom Grauen, vom Grausigen und Entsetzlichen, von Wut und Haß wird er gepackt, doch er steht über den größten Erschütterungen des Menschen in der Schlacht (1, 29 60 99 153; 2, 9). Es ist der Unterschied zwischen Kämpfer und Landsknecht (2, 54 ff.), daß sich dieser keine Gedanken macht und nur ein Lachen für die Vergangenheit und einen Trunk für die Zukunft hat, jener aber bewußt die Wüstheit des Krieges vergeistigt und die äußere und innere Welt in Harmonie zu halten versucht (1, 153; 2, 57). Höchste Anstrengung in der Gefahr und eine gewisse glanzvolle Leichtigkeit und Freude im Abenteuer des Kampfes auf Tod und Leben müssen sich zusammenfinden. Dieser Kämpfer weiß sich zugleich als Teil einer überpersönlichen Macht, die ihn zeitweise fortreißt. Das Eigene ist dann wie ausgelöscht, wie ein Tier wird man fortgetrieben (2, 96), wie ein Maschinenteil ist man eingespannt in notwendiges Drehen und Schwingen. Aber das ist doch nur ein vorübergehender Zustand, da sich bald der Mensch als ein bewußtes, verantwortliches Wesen fühlt, das gerade durch die bewußte Leistung das Ganze mitgestalten hilft (1, 256 f.; 2, 61; 4, 22—26). Der Weltgeist greift zwar zu und formt den Einzelnen, aber dieser läßt sich auch ergreifen und formen und weiß, daß darin seine Einigung mit dem Ganzen zustandekommt. Dies ist das Erleben sowohl in der höchsten Anspannung des Sturmes als im leisen Atem der ruhigen Nacht, wenn die Posten wie Pflanzen zu träumen scheinen (4, 102 198). Jünger hat die geistige Kraft, im Schützengraben den Ariost zu lesen (1, 156), er beobachtet das stille Leben und Weben der Natur, behält Sinn für das Kleine und Liebliche der Heimat, das Gekräusel des Rauches über den Dächern, den Sonntagskuchen, den Sonnenstrahl durchs Fenster, die Bilder über dem Sofa usw. (12, 26 88). Aber dieses Einatmen hat als Ziel die Tat, und sie ist hart und wild, ist Kampf um die Macht. Das ist der Inbegriff des Lebens, in dem wir Treiber und Getriebene zugleich sind, indem wir in uns selbst spüren, daß wir einer tieferen Verbindung unterworfen sind und daß ein mächtiger, unpersönlicher Wille durch uns spricht (2, 42).

Aus der individuellen Sicherheit des frühreifen Großstädtlers ist eine andere, überpersönliche Sicherheit geworden. Diese wurde nicht durch die Niederlage, sondern durch das Treiben der Nachkriegszeit erschüttert, die

die Leistungen des Krieges als sinnlosen Wahnsinn brandmarkte und das Wohlleben, den der Ausbeutung folgenden Genuß und die behäbige Bequemlichkeit des beamtenmäßigen Alltags anstrebte. Indem sich im Nachdenken und im Gedankenaustausch mit den militaristischen und nationalistischen Kreisen der preußischen Überlieferung, des frigitischen Staatsgedankens das Weltbild Jüngers festigte, gewann es die Allgemeinheit und Unbegrenztheit und eine über das frühere Maß weit hinausgehende Unbedingtheit, wie sie im „Arbeiter“ vorliegt.

Gekennzeichnet ist dieses Weltbild wesentlich durch den Persönlichkeitscharakter. Jünger will nicht eine geschlossene Folge von wahren Sätzen bilden. Ein System, ein eigentlicher Aufbau ist in seinem Buch weder im Inhalt noch in der Form vorhanden. Er umkreist immer und immer wieder seinen Gegenstand, den Menschen der Zukunft, den Arbeiter, der den ganzen Planeten, den wir Erde nennen, beherrscht, in dem er selbst, der Arbeiter, als die Gestalt vorhanden ist. So wirkt das Buch ermüdend. Verhältnismäßig schnell erkennt auch der Leser, daß die Menschheit, die Arbeiterschaft der in sich stehende Übermensch Nietzsches ist, der auch in jedem einzelnen Arbeiter wiederkehrt. Aber mag in dieser Beziehung Jünger auch gar nichts Neues sagen und darum vor Jahren von den meisten auch kaum ernst genommen worden sein, so sehen wir heute, daß er mit einer unheimlichen Sicherheit die Entwicklung der Anschauungen und Verhältnisse um uns vorausgesagt hat. Dieses unser Versagen und Übersehen ist darin begründet, daß wir selbst zu eingeengt, zu zeitgebunden waren, zu sehr beschäftigt mit kleinen und oft äußerlichen Bemühungen, unserem katholischen Lebensgehalt in unserer Umgebung Raum zu schaffen, ihn zu bewahren, zu verteidigen, ihn der Zeit anzupassen. Darüber gaben wir uns keine Rechenschaft davon, wie grundsätzlich das Nichtchristliche des letzten Jahrhunderts nach einer allseitigen Geschlossenheit und einem totalen Sieg strebte. Und wir vergaßen im Kulturoptimismus und Bildungsstreben die eschatologische Bedrohung der Gotteswelt durch das Diesseits, der Civitas Dei durch die Civitas terrena. So betrachteten wir die uns entgegengesetzten Irrtümer als Gedankengespinste, die wohl die Köpfe verwirren, aber doch nie die Erde zu gestalten und zu beherrschen sich unterfangen könnten.

Erst die jähe Erkenntnis, was aus dem Menschen wird, wenn die christliche Substanz verlorengegangen ist, läßt uns jetzt erschrocken aufwachen und verlangt gebieterisch, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und uns auf die letzten Gründe des für Gott geschaffenen Menschen und auf die noch immer lebendige Macht der Offenbarung zu besinnen.

Die Tatsache, daß Jünger über den „Arbeiter“ und nicht über das „totale System der Welt-Arbeit“ schreibt, macht es nicht leicht, den Inhalt wiederzugeben. Der Verfasser, der hier weniger Dichter als Gesellschaftsphilosoph und Prophet ist, geht von der Technik aus. Die Kräfte der Materie, die ihm schon in den Materialschlachten des Krieges begegneten, sich hier als bössartigen Feind des Menschen, aber zugleich als beherrschbares Mittel er-

wiesen, sind für ihn das allgemeine Kampffeld und Kampfmittel des Menschen. Kraft der in ihr wohnenden Gesetzmäßigkeit liegt in der Technik die Möglichkeit, allseits und vollkommen, quantitativ und qualitativ die ganze Erde in eine große Herrschaftseinheit umzuwandeln. Der Mensch, der gewisse technische Errungenschaften zur eigenen Bequemlichkeit benutzen und auskosten will, ist der Bürger, der Todfeind des Arbeiters, weil er Schmarotzer ist. Der End- und Höhenzustand der Menschheit ist der der totalen Motorisierung, in der alle in der einen großen Spannung der Weltmaschine stehen und darin arbeiten und so zugleich das absolute Allgefühl des Ganzen und das absolute persönliche Gefühl des im Ganzen schwebenden und tätigen Teils haben. Die mechanische Schlacht der Offensiven des Weltkrieges ist verallgemeinert zur allumfassenden Erzeugungsschlacht des Weltballs. Wer fühlt, daß dieser Weltwille durch ihn spricht, und wer dies anerkennt, der besitzt Religion (12, 42). Das ist also die erste Voraussetzung zum Verständnis des Jüngerschen Buches: die Technik als das große Mittel zur Aktivierung aller Elemente der Welt. Indem die Arbeiter sie benutzen, wird die Weltmenschheit der in sich selbst stehende Actus purus, ist sie Gott.

Die zweite Voraussetzung Jüngers: An Stelle eines träumerischen, ewigen Fortschrittes, einer romantischen Höherwandlung und Weiterbildung lehrt Jünger die Stetigkeit und Unveränderlichkeit eines bestimmten Typs, einer scharfumrissenen, kraftgeballten Gestalt als des Trägers der Weltherrschaft. Im Augenblick befindet sich die Erde noch in dem Zustand der Umbildung zu dieser Form. Neben dem Träger des Neuen, dem Arbeiter, steht der Bürger. Der Arbeiter selbst ist auch noch belastet mit Interessen und Werten, die in der Zukunft als Restbestände des Bürgertums aufgegeben werden. Dazu gehört auch noch das Nationalgefühl und der nationale Geist, die nur vorübergehend als Träger der Arbeitergesinnung aufgerufen werden, aber dann der biologischen Kraft des Allgemeinmenschlichen Platz machen. Die technischen Einzelmittel sind auch noch zu unvollkommen. So bietet die Erde das Bild einer Werkstättenlandschaft, mit Schutthaufen und verlassenen und ausgebrannten Arbeitsstätten einer überholten Arbeitsstufe. Das Ziel ist, die Welt durch die konstruktive Tätigkeit aller zu einer Planlandschaft umzugestalten. Es vollzieht sich also ein dynamischer Prozeß, wie das Anlaufen einer Maschine, die auf hohen Touren dann unveränderlich bleibt, getragen durch das Lebensgefühl des Arbeiters, den heroischen Realismus.

Unter Arbeit versteht Jünger „das Tempo der Faust, der Gedanken, des Herzens, das Leben bei Tage und Nacht, die Wissenschaft, die Liebe, den Glauben, den Kultus, den Krieg“ (65), den Angriff, das Halten eines verlorenen Postens (79), Schlaf und Erholung, kurz alles. Arbeit wird es durch die Beziehung, die ihm der Arbeiter verleiht, etwas zu leisten oder zur Leistung beizutragen, das Tun, die Schöpfung, den Actus. In allem steckt und soll das verwegene „Eritis sicut Deus, Ihr werdet sein wie Gott“ stecken.

So hat die Arbeit wesentlich kultischen Charakter (147), steht im Dienst und ist die Verwirklichung der Weltfülle. Arbeit ist also nicht auf die Wirtschaft, die Politik, die Kultur hingeordnet. Arbeit will nicht den Genuß. Sie verachtet ihre unmittelbare sachliche Frucht; das Gebieten, das Herrschen, das im Arbeitsakt liegt, ist das Ziel (29). So kennt der Arbeiter auch keine Stände und Klassen (73). Daß der Mensch der neuen Welt seinen Namen von dem Industriearbeiter nimmt, hat seinen Anlaß darin, daß dieser einen besonders gehärteten Schlag darstellt, weil durch sein Auftreten die Unmöglichkeit, das Leben in den alten Formen fortzuführen, vor allem deutlich geworden ist (74). Ihm entgegen steht der Bürger, der arbeitet oder arbeiten läßt, um sein persönliches, eigentümliches, privat abgeschlossenes Leben zu führen, um möglichst sicher und bequem zu besitzen und nach der Vernunft in stetem Fortschritt zu leben (48 ff.). Dem Einzelnen, dem Ausbeuter, steht dann die Masse der Enterbten gegenüber, deren Leben sinnlos ist.

Unter den Arbeitern hingegen gibt es keine Frage: Einzelner und Masse. Der Arbeiter ist Typus, d. h. ein selbstbewußtes, in Freiheit die Notwendigkeit des Weltkampfes vollziehendes Wesen, nicht einmalig, aber eindeutig. Man kann von ihm nicht sagen, er falle; denn das Ganze des Weltprozesses geht weiter. Er fällt aus, wie ein verbrauchter Motor, ein anderer tritt an seine Stelle. „Er wird von der Vernichtung ereilt in kostbaren Augenblicken, in denen er einem Höchstmaß von vitalen und geistigen Anforderungen untersteht“ (106). Und diese Bewährung der höchsten Zucht des Herzens und der Nerven ist Selbstwert in sich. Diese Anschauung ist hart, ja von einer gesteigerten, sehr abstrakten Grausamkeit (143), die aber dem Leben des Ganzen dient. Höchster Stolz des Menschen ist es, in und aus freier Selbstentscheidung in der Notwendigkeit des Ablaufs zu stehen und sich in ihn hineinzubauen. Der Arbeiter ist diese der neuen Freiheit teilhaftige Gestalt (64). Freiheitsanspruch ist also Arbeitsanspruch, Aktivierung der Kräfte. Freiheit besteht in dem Grad, als in der Existenz des Einzelnen die Totalität der Welt, in die er einbezogen ist, zum Ausdruck kommt (144). Solange sich die Menschen noch nicht zu dieser Höhe emporgeschwungen haben, ist Diktatur notwendig von seiten der schon geformten Arbeiter. Sie ist aber nur Übergang, da dem echten Arbeiter Freiheit und Gehorsam identisch sind (144 f.). Ansätze zu diesem Arbeitertum haben etwa das Preußentum (66 98 201) und der Jesuitenorden (ebd.) gezeigt.

Nach dem Maß der Erfüllung des Arbeitsgedankens gibt es unter den Arbeitern drei Abstufungen. Die unterste ist die der reinen Erfüllung der totalen Verpflichtung. Höher steht in aufsteigenden und zahlenmäßig jeweils beschränkteren Stufen die Zahl derer, die in besonderer Weise das Aktive zur Ausprägung bringen. Sie sind nicht nur passiv geformt, sondern besitzen aus sich Richtung. Hier bilden sich „organische Konstruktionen aus, in denen der aktive Typus sich zur Wirkung zusammenschließt“. Man

kann sie als Orden bezeichnen. Auf der höchsten Stufe erscheint ein Einzelner, der unmittelbar zum totalen Arbeitscharakter in Beziehung steht (145 ff.).

Wenn Jünger daran geht, das allmähliche Werden der Arbeiterherrschaft zu zeichnen, macht er darauf aufmerksam, daß der Inhalt und die Formen des Kommenden noch nicht sichtbar seien und vorerst nur das genannt werden könne, was beseitigt wird. „Was gesehen werden kann, ist nicht etwa die endgültige Ordnung, sondern die Veränderung der Unordnung, unter der ein großes Gesetz zu erraten ist“ (89 ff.; vgl. auch 7, 2 15). Dabei ist das Auffälligste, daß ein ganz großer Verarmungsprozeß beginnt und immer weitere Gebiete und tieferliegende Wurzeln des bisherigen Lebens angegriffen werden. Es wird eben alles Individuelle mit Stumpf und Stiel ausgerottet (116). Einer allgemeinen Herabsetzung auf eine tiefe Stufe wird alles, Menschen und Dinge, unterworfen, so daß das heutige Leben überwiegend als passiv, als leidend erscheint (148). Alles, was der museale Trieb vergangener Geschlechter als Besitz bewahrte, hat in sich keinen Wert. Die nachfühlende und nachahmende Durchdringung dieser Güter, d. h. Kunst — Kultur — Bildungstrieb, hat einen Umfang angenommen, der eine Gepäck erleichterung notwendig erscheinen läßt, die man sich gar nicht gründlich und umfassend genug vorstellen kann (197 f.). Die Tugenden der Armut, der Arbeit und Tapferkeit müssen gepflegt werden. „Je zynischer, spartanischer, preußischer oder bolschewistischer im übrigen das Leben geführt werden kann, desto besser wird es sein“ (20). Aber da der Typus immer wertvoller ist als das Einzelwesen, die Natur gerade in der Ausbildung der Typen, bei Kristallen sowohl wie bei Lebewesen, ihre Kraft entfaltet, kommen wir gerade dadurch dem Urbild des Menschen näher, wenn wir alle individuelle Leistung vorläufig verbannen, bis nach dem Anbruch des Zeitalters des Arbeiters der Rang bestimmt wird, der dem musealen Betriebe zugebilligt werden kann (202 219 f.). Jünger ist überzeugt, daß durch die Tätigkeit der drei Stufen des Arbeiters, 1. des treuen Wirkers, 2. der höheren Ausprägung der Einzeleinrichtung, der Einzelwissenschaft des aktiven Spezialarbeiters, 3. des Arbeitsführers, „das Kleid der Erde jene letzte Fülle und jenen Reichtum gewinnt, in dem sich die Einheit von Herrschaft und Gestalt offenbart, und den keine Absicht zu erzeugen vermag“ (234).

Die Durchführung der neuen Ordnung geht vom Staat aus, vorläufig vom nationalen Staat. Hier zeichnet Jünger die allgemeinen Züge und manche Einzelheiten des Machtkampfes in Deutschland während der letzten Jahrzehnte, die Vorbereitung des totalen Krieges, die Bevölkerungs-, Rassen-, Kulturpolitik, Schulung der Beamten, des Nachwuchses aller Funktionäre des öffentlichen Lebens, wobei er z. B. auf die Janitscharen der orientalischen Garden hinweist, innerhalb deren niemand von Vater und Mutter Kenntnis besaß (281 214 ff.). Daß der ganze Vorgang wesentlich umstürzlerischen Charakter tragen muß, bedarf nicht der Erwähnung (192 237).

Es ist ganz klar, daß das Christentum in einer solchen Auffassung keine Rolle spielen kann, daß es eine ganz belanglose Größe ist. Jünger hat überhaupt keinen Zugang zu den wesentlichen christlichen Wahrheiten. Er spricht zwar dem gläubigen Menschen seine Anerkennung aus, weil er zu dem von ihm geglaubten Träger des Ganzen, dem sinngebenden, jenseitigen Herrn der Erde noch ein Verhältnis hat, was zwar naiv, aber immerhin größer ist als das Streben nach bequemer Sicherheit im Einzelbürger (48). Jünger meint, daß nicht nur möglicherweise, sondern auch wahrscheinlich unsere Zustände bereits in frühen Visionen christlicher Mönche gesehen und wertmäßig — etwa als die Heraufkunft des Antichrists — eingeordnet worden seien (81). Die Technik, mit der der Mensch die Erde beherrscht, ist dem Christentum schärfstens entgegengesetzt. Daher besitzt der Priester dort, wo er das Reich der Technik mit dem des Satans identifiziert, noch tieferen Instinkt, als wo er das Mikrophon neben den Leib Christi stellt (73). Der Mensch, der in der Technik die Welt besitzt, vereint Leben und Kultus, und diese Übereinstimmung ist nach Jünger so mächtig in ihrer Wirkung, daß das Christentum damit zu sein aufhört, das die Arbeit böse sein läßt und die Freiheit des Menschen nur als ein Negativum, als die Erlösung von irgendwelchen Übeln zu sehen lehrt (64). In einem Raum, in dem die Welt-rätsel gelöst sind, fällt der Technik die Aufgabe zu, die Menschen vom Fluch der Arbeit zu befreien und ihm die Beschäftigung mit würdigeren Dingen zu ermöglichen. Die Rolle des Erlösers ist ausgespielt (163). Der Christ wird das Säkularisierung nennen, aber diese Bezeichnung ist nicht von Belang, da der Arbeiter einen anderen Glauben hat und der Untergang des privaten Individuums das letzte Aufklackern der christlichen Seele ankündigt. „Wir haben zu begreifen, daß zwischen der Gestalt des Arbeiters und der christlichen Seele ebensowenig eine Beziehung bestehen kann, wie sie zwischen dieser Seele und den antiken Götterbildern möglich war“ (205). Der „Arbeiter“ Jüngers ist eben nichts anderes als der vollbewußte Sprecher: *Ero sicut Deus — sum qui sum* (Ich werde sein wie Gott — ich bin, der ich bin), in dem *actus purus* der Menschheit.

Was Jünger im „Arbeiter“ 1932 in weiten Teilen fast prophetisch vorausgesehen hat, erweitert er später in einer Studie über den Schmerz. Auf Grund der mittlerweile gemachten Erfahrungen ist dabei sein Augenmerk wesentlich auf den Verarmungs- und gleichmachenden Einebnungs- und Erniedrigungsprozeß gerichtet, der sich zu vollziehen beginnt und der, wie der Ausgangspunkt aussagt, z. B. für Schmerz und Tod unempfindlich machen soll. Das christliche Mittelalter lehrte sich Schmerzen in Buße zufügen, um sich zu vergeistigen (vgl. dazu 11, 95); der technische Mensch sucht auf alle Weise und auf allen Gebieten Abstumpfung. Das Eigentümliche dieser Abhandlung besteht nun darin, daß Jünger zwar die unerbittliche Unvermeidbarkeit des weiteren Ablaufs der Dinge lehrt, sich aber zugleich von diesem

Vorgang mit fühlbarer Kühle absetzt. Nicht, daß er ihn bekämpfte, ablehnte, ausdrücklich verurteilte, aber es ist zweifellos ein eisiger Hauch der Fremdheit spürbar. Alle von ihm gesammelten Tatsachen beweisen ihm, daß wir uns in einer letzten Phase des „Nihilismus“ befinden (7, 215). Man merkt das sofort, wenn man den hart entschlossenen Eifer auf sich wirken läßt, mit dem „Der Arbeiter“ geschrieben ist. Dort fürchtete er keine Schärfe des Ausdrucks, indem er etwa im Kampf gegen das genießerische Kulturpublikum der Gegenwart die Handbewegung, mit der ein Straßenbahnschaffner seine Klingel bedient, für wichtiger und wertvoller erklärte als alle Bildungsbestrebungen des Bürgertums (229). Offenbar bereitet sich eine Wandlung vor. Jünger schreibt 1936: Der einzelne lebt heute unter veränderten Bedingungen, und es scheint mir ein lohnendes Gegenstück, ihn aufzusuchen, wo er sich als Punkt im Koordinatensystem der totalen Mobilmachung bewegt — etwa hoch über nächtlichen Wolken schwebend während des einsamen Absprunghs in ein von Grund auf feindliches Reich (8, 220). Es geht nicht an, „sich der Kälte der heraufziehenden Ordnungen zu entwinden“. „Das Feld, auf dem wir uns zu schlagen haben, ist mit geometrischer Schärfe abgesteckt; es gibt hier kein Ausweichen“ (8, 222). Dabei hofft er auf künftige Ordnungen und tröstet sich vorläufig mit dem Wort von Théophile Gautier: „La barbarie nous vaut mieux que la platitude“ (8, 224). Diese neue Welt Jüngers ist jetzt zu betrachten.

Zuerst muß gesagt werden, daß im „Arbeiter“ Jüngers schon der Botaniker der „Marmorklippen“ keimhaft enthalten ist. Um dies deutlich werden zu lassen, muß man zuerst an die Überzeugung des Dichters denken, daß der Mensch Gestalt ist, d. h. eine feste und beständige Größe, eine Wirklichkeit, die geistig umfaßt und als ewig gültig erlebt wird. Das Werkzeug, mit dem wir diese Gestalt erfassen, ist der anschauende Geist, vor dem das ganze Gesicht eines Gegenstandes aufleuchtet. Seine Tätigkeit ist nicht die der Zusammenfügung von Begriffen, sondern die Geburt von anschaulichen, fast körperlichen Gegebenheiten, die scheinbar plötzlich aus dem Unterbewußtsein auftauchen, in Wahrheit aber eine lange, zarte Keimzeit hinter sich haben, bis die Stunde des Lichtes für sie anbricht. Jünger ist nun offenbar nicht nur begabt mit einer außerordentlich klaren, nüchternen, harten, zuweilen grausamen Geistigkeit, sondern auch mit einer wachen, aufmerksamen Empfänglichkeit für das Traumhafte, sich allmählich Vorbereitende. Er weiß aus seiner Jugendzeit zu berichten, daß er in der Nacht wachend Traumgesichte vor sich sah, ein graues Männlein, mit dem er Zwiesprache führte (vorbildlich wohl für 10, 95), eine jugendliche, wälderhaft frische Mädchengestalt, für die er den Namen Dorothea hörte (8, 25 ff. 32). Diese Gestalten, die ihn durch Jahre begleiteten, schwanden zwar. Es blieb aber und es entwickelte sich immer mehr eine echte Andacht zum Kleinen und Unscheinbaren, das Vermögen, dem Schweigen der Natur zu lauschen (8, 86), die mütterliche Liebe, mit der er etwa die mürbe Erde der Schützengräben

durch die Finger rieseln läßt, die Leichtigkeit und der Reichtum von Nachtgesichten, die so mächtig werden können, daß das Eingebildete als das eigentlich Wirkliche erscheint (8, 5). Auch im Krieg war das vorhanden und zeigte sich bei dem Leser des Ariost im Schützengraben (1, 156), in dem Empfinden für die zarte Sorge seines Burschen (1, 282), in der Beherrschung des Hasses und der Sorge für den Feind (1, 60), in den Erlebnissen bei seiner letzten Verwundung (1, 312). Entsprechend den furchtbaren Kriegserlebnissen gewinnen die Träume eine würgende Form (2, 70), die auch nachher bleiben, bewußt gepflegt werden und im Dienst des am „Arbeiter“ beschäftigten Dichters stehen. Die höchste Frucht dieser Traumgestalten ist das Buch „Auf den Marmorklippen“, von dem manche Einzelgesichte, Vorkommnisse und Personen schon in den Figuren und Capriccios „Das abenteuerliche Herz“ stehen. Daß Jünger diese Einfälle seines wachenden oder träumenden Geistes Capriccios nennt, wie Goya seine furchtbaren Bürgerkriegs- und Revolutionsgeschichten Caprichos nannte, ist bezeichnend. Grauen ist ein Grundzug der geistigen Welt Jüngers, sowohl in seinem Gesellschaftsbild „Der Arbeiter“ wie in seinem persönlichen Leben. Daß damit ein weiter, wenn auch gefährlicher Bereich der Wirklichkeit gefaßt ist, wird nur der aufgeklärte Bürger leugnen, der nicht von dem mysterium iniquitatis, dem Geheimnis der Bosheit, weiß. Man tut aber Jünger wohl kaum unrecht, wenn man sagt, daß er sich mitunter bereitwillig in diesen höllischen Bereich hineinziehen läßt (vgl. 9, 11 f. 22 53 72 ff. 78; 10, 29 60 94 ff.). Zu den geistigen Vätern seines Dichterwesens gehört Allan Poe und wohl auch der um 1914 vielgelesene Gustav Meyrink, obwohl der Verfasser des „Golem“ und des „Grünen Gesichtes“ nie genannt wird. Daß Jünger gerade auch in der Natur die stechenden, harten, kaltglühenden metallischen Farben liebt, wie sie sich bei den Insekten zeigen, gehört in diesen Bereich. Mit diesem Zuge des Grausam-Dämonischen ist das Erotische verwandt, das, wenn auch sehr selten, in den Schriften giftig vulkanisch aufschießt und von dem sich Jünger für Augenblicke überschwemmen läßt (12, 10 u. a.). Auch hier können wir auf eine Vorliebe des dichtenden Naturbeobachters für die submarine, feuchte, unergründliche Farbenwelt hinweisen. Daß Jünger dieser dämonischen Grausamkeit und der heißen Fleischlichkeit vorübergehend Eintritt gewährt, muß uns aufmerksam erhalten, wenn wir den freundlichen und strahlenderen Hauptraum seiner geistigen Welt betrachten.

Da ist zunächst der Sinn für die Natur, die Landschaft, die er tief in sich hineintrinkt und zugleich seelisch und körperlich zu sehen weiß (8, 86 150; 9, 61 108 141; 10, 19; 11 oft), die Welt der kleinen Tiere, der Pflanzen und Gesteine. Im Menschen erspürt er das Feine, Zartbesaitete, das Echte, und er erschrickt vor dem Häßlichen und Gemeinen. Ein liches Wohlwollen weiß er zu werten, in dem allein die Würde des Menschen in rechter Weise erscheint (9, 76).

Am auffälligsten tritt die Geistigkeit der Bemühungen Jüngers in seinem Verhältnis zur Sprache zutage, die er um ihrer selbst willen pflegt. Seine Sorge geht sowohl auf die unbestechliche Genauigkeit wie auf ihre Schönheit an sich. Besonders ist der Klangwert der Worte und Sätze, der Rhythmus ihm wichtig. Eine solche Sprachpflege ist immer ein Zeichen der Hoch-, ja Spätkultur, und gerade das Hören des Wortes, das Musikalische, ist nur den Erlesensten und Empfindlichsten möglich. Jünger schreibt von seiner Schreibarbeit, wie sie in eigentlichem Sinn eine Arbeit ist, bei der er immer und immer wieder verwirft und bessert. Lange überlegt er den Titel seines Buches und nennt es schließlich „Auf den Marmorklippen“, weil darin zugleich Schönheit, Hoheit und Gefahr liegt (11, 16). Sein langer Aufsatz „Das Lob der Vokale“ ist eine bedeutende Leistung, die über viele Versuche, die früher schon über das Wesen der Selbstlaute gemacht wurden, hinausgeht. „Der dalmatinische Aufenthalt“, an sich eine Landschaftsschilderung, ist eigentlich eine Sprachübung, den Glanz, die Vielfalt von Land und Meer in Worte zu fangen. Bemerkungen über die Sprache kehren in seinen Schriften immer wieder (z. B. 9, 8 9 196; 10, 26 ff.; 11, 12 44 86 u. a.). Die Echtheit des Wortes unterscheidet er vom leeren Rhetorenfeuer (11, 18). Die Sprache und der Rhythmus in den „Marmorklippen“ (Anklänge schon im „Abenteuerlichen Herzen“) ist bewußt so geformt, daß diese rhythmische Prosa in einen unwiderstehlichen Bann zieht. Dies wird bewirkt durch eine trochäische Hege, die, kaum unterbrochen, schließlich fast jeden Satz mit einer betonten Silbe schließt (10, 93 u. a.).

Wenn schon der Verfasser der „Stahlgewitter“ ein zuchtvoller und wahrhafter Schreiber ist, so verrät diese Sprachpflege einen Ästhetiker von gewähltem und vielfach schon überfeinertem Geschmack, der sich von der gewöhnlichen Welt abheben will. Jünger fühlt das selbst. Die Gedanken des „Arbeiter“ leben in ihm weiter, entwickeln sich sogar. Der Sinn für den Reiz der Technik bleibt (9, 72). Unter die Arbeit faßt er nun auch die höheren Formen des beschaulichen Ringens um Gott, und er fragt klagend: Wo sind jene Klöster der Heiligen, in denen die Seele in ihren mitternächtlichen und herrlichen Triumphen den Schatz der Gnade erstritt? Die Säulen der Einsiedler als Monumente einer höheren Sozietät? (9, 21). Das Grausige, so spürt er, muß durch Theologie gebannt werden (9, 96). Es bedarf des Ausharrens auf einsamem und verlorenem Posten, um durch die stellvertretende Kraft das Unheil von Millionen abzuwenden (9, 128 ff.). Diese Theologie setzt sich der Verarmung der Welt, die der „Arbeiter“ schilderte, entgegen. Während die aus dem naturwissenschaftlichen Geist entstandene Wissenschaft zählt und mißt, nach der knappsten, kristallinen, zwingenden Formel sucht, der Sorge zugewandt ist, gibt es auch noch eine andere, die dem Überfluß entstammt, der die Opferfeuer umringt. Sie akkuiert die höchste Kapazität der Elemente. Sie verleiht den Bildern, die uns allen vertraut sind, den eigentlichen Namen. Das werden gewaltige Akte

des Erkennens, des Wiedererkennens und der Heiterkeit (9, 201). Wenn Jünger auch die Kirche in ihrer musealen Erstarrung weithin ablehnt (9, 146), so wird die Theologie ihm doch auch wieder wertvoll, zumal sie dem Tod einen Sinn gibt, die „Organe für den Tod“ entwickelt. Denn wo diese Kenntnis erlischt, verbreitet sich dem Tod gegenüber eine Art von Idiotie, die sich ebensowohl im Anwachsen der blinden Angst als auch einer ebenso blinden, mechanischen Todesverachtung verrät (9, 156).

Auf diesem Punkt der Entwicklung sucht Jünger noch die Arbeiterwelt und das geistige Reich in sich zu einen und sieht in dieser Deckung den metaphysischen Sinn seiner persönlichen Aufgabe (9, 123). Aber indem er in der Lebenserfahrung die Träger der totalen Mobilmachung und Motorisierung am Werk sieht, erinnert er sich an seinen Lehrer „Nigromontan“, der ihn in die geistige Welt einführte, und schreibt: „Es ist leider richtig, daß ich seine Lehren allzubald vergaß. Statt bei meinen Studien zu verweilen, trat ich bei den Mauretanierern ein, diesen subalternen Polytechnikern der Macht“ (9, 38). Damit ist das große Thema angeschlagen, das er in dem Capriccio „Auf den Marmorklippen“ durchführt.

Es ist dies eine symbolische Dichtung, in der Jünger sich von dem Geist der Herrschaft, der Macht und Gewalt lossagt. Ein Irrtum, so läßt er seinen Bruder Otho von den Mauretanierzeiten sagen, wird erst dann ein Fehler, wenn man in ihm beharrt (10, 30 ff.). Der Mauretanierorden verkörpert den Arbeitergeist. Jünger schreibt von ihm: „In diesem Orden hoch emporzusteigen, hatte es uns wohl nicht an Mut und Urteilskraft gefehlt. Doch war die Gabe uns versagt geblieben, auf das Leiden der Schwachen und Namenlosen herabzusehen, wie man vom Senatorensitze in die Arena blickt. Wie aber, wenn die Schwachen das Gesetz verkennen und so in der Verblendung mit eigener Hand die Riegel öffnen, die zu ihrem Schutze geschlossen sind? So konnten wir auch die Mauretanier nicht durchaus tadeln, — denn tief war Recht und Unrecht nun vermischt. Die Festen wankten, und die Zeit war für die Fürchterlichen reif. Die Menschenordnung gleicht dem Kosmos darin, daß sie von Zeit zu Zeit, um sich von neuem zu gebären, ins Feuer tauchen muß“ (10, 62). Damit kennzeichnet Jünger die Lage. Die Gewaltmenschen werden durch das schwache Volk, das ungeduldig die auf ihm ruhenden Lasten nicht mehr tragen will, herbeigerufen. Nun muß es am meisten unter ihnen leiden, verdient aber einigermaßen das Schicksal, von ihnen gepeinigt zu werden. Jünger selbst aber ist zu edel, um dies mitzumachen, und sein Sinn geht auf ein Leben, das von Gewalt gereinigt ist.

Die Erzählung schildert, wie das Böse der Nacht aus der Tiefe von Urwald und Sumpf emporsteigt, um die freien Bewohner des Landes, die reichen Städte, in deren Unterwelt es Bundesgenossen findet, auch die Kulturmacht der Kirche, zu zerstören. Reizvoll ist es, wie Jünger auch die Vertreter der Gewalt in mehreren Gestalten mit sich kämpfen läßt, wobei das Grausige siegt. Der Fürst von Sunmyra etwa, eine Abwandlung von Fürst

Myschkin aus Dostojewskis „Idiot“, steht für die ahnungslose Aristokratie, die aber einen Rest von Recht und Ordnungssinn bewahrt hat. Andere verkörpern zwei Gruppen der Berufssoldaten, von denen der eine im Gefühl von Berufsethos und Ehre das Militärische als einziges Mittel kennt, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Auch er unterliegt. Der andere ist so geartet, daß er seine kämpferische Kraft dem Helden des Tages anbietet und zur Verfügung stellt (10, 106). Das Böse, die Folge gestörter Gesundheit des Volkes, so verkündet Jünger, kann nur besiegt werden, wenn „neue Theologen kommen, denen das Übel von den Erscheinungen bis in die feinsten Wurzeln deutlich war. Dann erst der Hieb des konsekrierten Schweretes, der wie ein Blitz die Finsternis durchdringt. Aus diesem Grunde müßten die einzelnen (Theologen) auch klarer und stärker in der Bindung leben als je zuvor — als Sammler an einem neuen Schatz von Legitimität“ (10, 109). Der Pater Phyllobius und das Kloster, die unter Vermeidung der katholischen Klischees (11, 31) im Buch gezeichnet werden, sind nur Träger erlebener Kultur, weise und klug und hilfsbereit, aber ein religiöser Atem weht weder in ihnen noch sonstwie in diesem Buch. Jünger gibt eine andere Lösung, ohne die Theologen zu bemühen. Der geistesmächtige, schönheits- und wahrheitsvolle Erzähler und sein Bruder fliehen aus dem Untergang in eine gesunde Umgebung ländlicher Patriarchenluft, die er Alta Plana, eine geistige Hochebene nennt. Das Buch ist insofern wahrhaftig, als Jünger der Gewalt entsagt und nur eine geistige Welt absoluten Schöpfungstums zu bewahren sucht.

In diesem Augenblick der seelischen Entwicklung Jüngers bricht 1939 der neue Krieg aus, und der Soldat des Weltkrieges muß einrücken. Wie wird er ihn erleben? Für die Bergung eines verwundeten Artilleristen am Westwall erhielt Jünger im Juni 1940 die Spange zum E.K. „Bei diesem Anlaß wurde mir übrigens der Unterschied besonders deutlich, der für mich zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg liegt. Damals die hohen Orden für die Erlegung von Gegnern, heute das Bändchen für einen Rettungsgang. Merkwürdig ist auch die Entfernung, in der ich vom Feuer geblieben bin. Heraklit hat recht: Keiner geht zweimal durch den gleichen Fluß. Das sehr Geheimnisvolle an solchem Wechsel liegt darin, daß er Veränderungen in unserem Innern entspricht — Wir bilden uns die Welt, und was wir erleben, ist nicht dem Zufall untertan. Die Dinge werden durch unseren Zustand angezogen und ausgewählt: Die Welt ist so, wie wir beschaffen sind. Jeder von uns vermag also die Welt zu ändern — das ist die ungeheure Bedeutung, die den Menschen verliehen ist. Und daher ist es auch so wichtig, daß wir an uns arbeiten“ (11, 183 f.).

Wir finden in seinem Kriegstagebuch nichts mehr vom Geist der Gewalt und Herrschaft. Er schreibt zwar den Erfolg der deutschen Waffen dem Sieg des Arbeiters zu. Aber die blitzartige Beendigung eines Feldzugs erscheint in keiner Weise als eine das eigentliche Leben des Menschen för-

dernde Leistung (11, 171). Die Tatsache, daß die Technik zerstört, erfüllt ihn geradezu mit einer böartigen Genugtuung (11, 38). Er ist überzeugt, daß das Technische oder auch das Dämonische wieder untergeht und sich ein neues Gleichgewicht bildet (11, 155). Er zieht sogar die Gabe der Athene, zwanzig Worte so zu fügen, daß ein vollkommener Satz durch sie gebildet wird, der Kunst Bellonas, zwanzig Regimenter ins Treffen zu führen, vor. Denn Athene verleiht einen Lorbeer, der seltener und unsichtbarer am Fels- hang blüht (161, vgl. auch 203). Statt der Welt des Kampfes huldigt er dem Schönen. „Das Höchste, was wir so erreichen können, ist eine Ahnung vom unveränderlichen Maß des Schönen“. Unser Leben „ist gelungen, wenn wir auch nur ahnen und ahnen lassen, was ewig in ihm eingebettet liegt“ (213). Diese neue geistige Welt (vgl. auch 186), die durch die französische Literatur offenbar stark beeinflußt worden ist, schließt ihn von der Menge ab (44), läßt ihn aber hingebend für Gefangene und Kulturwerte sorgen (z. B. 169), lehrt ihn geistige Würde sehen und achten (146). Sie ist aber nur zu gewinnen und zu bewahren durch die höheren und heilenden Kräfte, die das Leiden erzeugt (155 95). Hier hat auch die Selbstzucht ihren Platz. So notiert er: „29./31. Januar 1940. Fahrt nach Rastatt. In den Nicht- raucherabteilen ist es immer ein wenig leerer — so schafft schon eine Askese niederen Ranges den Menschen Raum. Wenn wir als Heilige leben, ordnet sich uns das Unendliche zu“ (82).

Auch das Christentum wird von Jünger berührt. Die christlichen Dome erscheinen ihm als Fossilien, die in unsere Städte wie in späte Sedimente eingeschlossen sind. Aber damit will er nicht die Lebensmacht verurteilen, die sie vormals geschaffen hat (24). Er spürt den Unterschied der Luft in katholischen und protestantischen Pfarrhäusern, es sei der Unterschied von alter und Leistungsaristokratie. Nichts spreche dagegen, daß es im weiteren Verlauf wieder zu einer Kirche komme, zur Organisation der Christenheit (125 f.). Der christliche Geistliche und die christliche Lehre ragen eben noch aus der Vergangenheit in die Gegenwart herein. Jünger betrachtet sie wohlwollend, wie man auch alte Bilder und alten Hausrat mustert. Dem jenseitigen, übersinnlichen Bereich gegenüber überhaupt bleibt er zurückhaltend und erwartet den Glauben als ein nicht jedem und nicht überall geschenktes Wunder (100). Diese vorsichtigen und kühlen Bemerkungen haben zwar nichts mehr von dem Feindseligen des „Arbeiters“; sie lassen auch Raum für das Aufbrechen eigentlich religiösen Empfindens, das vielleicht an der Gabe für das Schwache und Namenlose anknüpfen mag. Aber bislang ist ein kraftvoller Ansatz nicht zu sehen, und auch die Meinung der „Marmor- klippen“, neue Theologen von klarer Erkenntnis müßten aus einem Leben stärkerer Bindung und Sammlung einen neuen Schatz legitimen Anspruchs auf die Durchsäuerung der Welt mit christlichem Geist (10, 109) gewinnen, wurde nur im Vorübergehen geäußert. Überhaupt werden diese Bemerkungen nur dem Suchenden auffallen. Der Leser wird allgemein nur die Gei-

stigkeit und den aristokratischen Schönheitskult wahrnehmen und in ihm aufgehen, zumal wenn er Jüngers Kritik am Geist der Macht und Gewalt teilt.

Als Höhe und Ziel des Menschentums sieht er den „ästhetischen Individualismus“ an. Ästhetik ist hier gemeint als Sehnsucht, als Schau und Wille zur Zusammenfassung und Abgewogenheit des organischen Gefüges alles Wesentlichen und wahrhaft Seienden. Der Einzelmensch ist Hüter, Bewahrer und Mehrer, Schöpfer dieser geistigen und geistgeformten Welt. Es ist die Lehre vom Actus purus der Kontemplation, der rein innerweltlich, abgeschlossen und ewig ist. Auch hier ist Nietzsche, der den in Stille getauchten Nachsommer Stifters liebte und den Frieden des Gebirges aufsuchte, als Geistesahne zu nennen.

Wenn wir scharf den Actus purus des Arbeiters und den des Geistmenschen gegenüberstellen, so ergibt sich dieses Bild: Dort das Aufgehen in der menschlichen Gemeinschaft — hier die Einzelpersönlichkeit; dort Dynamik — hier Kontemplation; dort Eroberung der Welt von der Materie her — hier Besitz vom Geist her; dort absolute Herrschaft und Dienst — hier freischwebende Allseitigkeit; dort Gewalt — hier Unabhängigkeit; dort ist die Arbeit selbst Kult und Religion — hier ist Religion einer der vielen ästhetischen Werte, die sich gegenseitig durchdringen. Und doch sind auch der Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen nicht wenige. Beide Anschauungen vergotten den Menschen, beide wollen den geschlossenen, ganzen Menschen, da ja auch jeder Arbeiter ein bewußter Teil des Menschenkollektivs ist, beide sind Gestalten. Die Dynamik des Arbeiters hat darum auch den Grundzug einer hohen Spannung, ein statisches Element. Er ist ja Gestalt. Die Kontemplation des Ästhetikers wird nur möglich durch die Anstrengung der Inbesitznahme der geistigen Güter, ein dynamischer Grundzug. Beide Menschen sind eben reiner Akt, Actus purus. Wenn auch in der Verwirklichung des technischen und ästhetischen Weltbesitzes eine verschiedene Richtung vorliegt — dort mehr von Materie zu Geist hin, hier vom Geist zum Sinnfälligen —, so sind doch im Endzustand alle Teile von der gleichen Menschenkraft getragen. Herrschaft und Dienst des Arbeiters entbehren nicht der Freiheit, da sich jeder frei und bewußt eingliedert. Auch im ästhetischen Weltverband wird Jünger Gliederung und damit Ordnung nicht abstreiten, wenn auch der Individualismus unverkennbar ist. Schließlich, mag die Gestalt des Arbeiters von der freien Unabhängigkeit des Ästheten noch so verschieden sein, beide erkennen nur das Gesetz in der eigenen Brust an, bekämpfen und verwerfen alles, was dem göttlichen Selbststand des Menschen entgegen ist. Wir können darum mit vollem Recht sagen, daß dieser Gegensatz von Arbeiter und Ästhet kein eigentlicher, kontradiktorischer ist, sondern nur ein konträrer auf einer gemeinsamen Ebene der Innerlichkeit, der Selbstvergottung. Die Erinnerung daran, daß der Goethesche Faust am Ende seines Lebens „Arbeiter“ wird, mag uns auch diesen Zusammenhang wie in einem ahnungsschweren Symbol erhellen.

Der wahre Gegensatz besteht zwischen Jünger und dem Bekenner einer Jenseitsreligion, insbesondere des Christentums. Dem Katholiken diesen Gegensatz im einzelnen auszuführen, ist unnötig. Es drängt ihn nur, die Frage zu beantworten, wie solchen Anschauungen gegenüber sein Glaube nicht so sehr sich rechtfertigen läßt, als seinen Wahrheitsgehalt durchsetzen kann. Wir haben das Gefühl, daß zum wenigsten Menschen wie Jünger, die einen echten, wahrhaftigen Sinn, ein hochgemutes und tapferes Herz offenbaren, doch irgendwie für die christliche Wahrheit zugänglich sein müssen. Das Ausgangstor für das Wirken der Wahrheit scheint uns dieses zu sein: An den Anfang gehört die Erinnerung, daß auch das Christentum eine gewisse „Vergottung“ kennt, daß es unser Ziel ist, im Selbstand Gottes, tätig und beschauend, zu stehen, am Actus purus der unendlichen Dreifaltigkeit teilzuhaben. Wir sind zwar nicht a se, aus uns, auch nicht per se, durch uns, aber doch in se, in uns selbst stehende Wesen. Dies unser eigentliches Sein wird nicht durch die Abhängigkeit von einem außerweltlichen Gott aufgehoben, vielmehr ist es durch ihn geschaffen, wird von ihm anerkannt, erfüllt, erhöht. Wenn darum der Jünger vor und nach 1936 einen Actus purus des Menschen als Ziel seines Wesens aufstellt, so ist dies gewiß ein Irrtum, aber daß der Mensch in sich fest und geschlossen stehen muß, das ist Wahrheit.

Damit hängt ein anderes zusammen, was Jünger Gestalt nennt. Es heißt, daß der Mensch nicht aufgehen kann und darf in der Bewältigung der Außendinge, sei es des Wissens, sei es des Besizes, daß vielmehr das eigene ganze Leben und Sein höher und wertvoller ist als die Werke. Mag immer an den Werken das Sein, am Wasser die Quelle, an den Früchten der Baum erkannt werden; Baum, Quelle, Sein sind wichtiger. In ihrem Ursprung entstammt dem Protestantismus die Lehre, daß das abstrakte Wort, die geistige Erkenntnis oder die bewährende Leistung im irdischen Leben, wie sie besonders im Calvinismus gewertet wird, das Entscheidende seien. Der Katholik denkt anders, und, um ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert zu bringen, Ignatius von Loyola stellt in seinen Exerzitien die Lebenserfahrung fest, daß nicht die Menge des Wissens die Seele sättigt, sondern die innere Höherwandlung, und er fordert in seiner Betrachtung vom Reich Christi, wo es um die Eroberung der ganzen Welt für die Fahne Gottes geht, nicht die Außenleistung, sondern die Umgestaltung des eigenen Wesens. Zwar wird immer aus der kraftvollen Gestalt diese Leistung hervorgehen, wie aus der Quelle das Wasser strömt, wird immer die Frucht ein Zeichen der Wesensart des Baumes sein, aber das äußere Zeichen ist nicht das Wesen.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie der Katholik, auch des 19. Jahrhunderts, aus einer inneren Gestalt heraus schuf, obwohl unser Wissen um die Vergangenheit sich fast nur auf die der verschiedenen „Leistungen“ im kirchlichen, wissenschaftlichen, sozialen, politischen Gebiet beschränkt. Es ist heute offenbar der Wille Gottes, auf die innere Gestalt des katholischen

Menschen aufmerksam zu werden. Eben darauf weist auch Jünger hin; denn es ist nicht zu übersehen, daß er poeta vates von Menschengestaltungen ist, deren hinreißende und berückende Gewalt nicht gefährlich genug gedacht werden kann. Die christenfeindliche Kraft beider Menschenbilder ist gleich groß. Von der Gestalt des Arbeiters in der totalen Motorisierung der Welt ist es jedem offenbar. Aber auch sein ästhetisches Persönlichkeitsideal hat ein ungeheures Gewicht, ja noch eine höhere Verführungswucht, entsprechend dem höheren geistigen Wert, wie jeder weiß, der das Erlebnis des geistig-schöpferischen Menschen gehabt oder nachempfunden hat. Das „Eritis sicut Deus“ hat nicht nur am Anfang der Menschen alle Rücksichten der Ordnung durchbrochen.

So kann es also gar nicht darauf ankommen, den Menschenbildern Jüngers an erster Stelle irgendwelche Leistungen entgegenzusetzen, Sozialpolitik, Wissenschaft, Kunst, Religion zu betreiben. Es muß ihm die christliche, katholische Gestalt gegenübergesetzt werden. Das ist, merkwürdigerweise und doch auch wieder selbstverständlich, Jüngers eigene Ansicht, wenn er feststellt, daß „neue Theologen von klarer Erkenntnis aus einem Leben stärkerer Bindung und Sammlung einen neuen Schatz legitimeren Anspruchs auf die Durchsäuerung der Welt mit christlichem Geist“ darbieten müssen. Diese Theologen sind die Christen, die Katholiken, und die stärkere Bindung und Sammlung ist die in jeder wahrhaft christlichen Persönlichkeit hervortretende Fülle der Offenbarungswahrheit.

Auch eine zweite Prägung Jüngers trifft das Richtige, wenn er diese Fülle die „Wissenschaft des Überflusses“ nennt. Alle innerweltlichen Versuche sind eben Wissenschaften und Leistungen der Sparsamkeit, die mit dem natürlicherweise Zugänglichen auskommen wollen. Die Offenbarungsmacht erst füllt die Formen, schenkt Reichtum und wahre Erhöhung der Menschengestalt, und wird darum eine ganz andere Kraft, eine ganz andere Anziehung, einen ganz anderen Zauber, eine ganz andere Beglückung bringen als alles Erdhafte.

Bis hierher reichen Jüngers Erkenntnisse, soweit sie in seinen gedruckten Schriften vorliegen. Sie zeigen eine Entwicklung, die im „Arbeiter“ eine gewisse Endgültigkeit erreicht zu haben schien, aber durch die Tatsachen erschüttert wurde. Er versuchte dann in einem „ästhetischen Individualismus“ den Geist zu retten, ein Unternehmen, das weithin unklar blieb und gewisse Tore zur Zukunft offen ließ. Der Lauf des Krieges verurteilte ihn zum Schweigen. Man hörte nur in Freundeskreisen, daß er noch lebendig sei und neue Gedanken äußere. Bei einem trotz aller Irrtümer, die nicht scharf genug abgelehnt werden müssen, echten und wahrhaften Denker war dies auch zu erwarten.

Schon vor dem Zusammenbruch Deutschlands ging nun von Hand zu Hand eine Schrift, in der Ernst Jünger versuchte, Saat und Frucht des Geschehens zu deuten und die Aufgabe der Zukunft darzustellen. Es ist wohl erlaubt,

auch diese Arbeit Jüngers heranzuziehen, um sein Bild, so unvollständig es sein mag, abzurunden.

Man wird unter den Gegenwärtigen kaum einen finden, der so deutlich und nachdrücklich das rechte Wort über den Wahnsinn des Krieges ausspricht, in den die ganze Menschheit verstrickt wurde. Nicht nur die Schuld der Lebenden, auch die vergangener Geschlechter trieb dem Feuer zu; Recht und Unrecht waren heillos gemischt: „Da sah sich auch der beste Wille, die Dinge zum Guten zu wenden, bald an der Grenze angelangt. Dann blieb den Zahl- und Namenlosen nur noch das eine: ehrlich die Last zu tragen am Plage, auf den das Schicksal sie gestellt hatte.“ Ihr größter Jammer war das Bewußtsein, irgendwie trotz aller Bemühungen sich rein zu halten, doch der Arbeit dämonischer Mächte Vorschub zu leisten, die in den Schlachthäusern und Schinderhütten ihre niederen Leidenschaften befriedigten. Es blieb die Bitterkeit, daß gar mancher von denen, die auf der Feindesseite sich tödlich nahten, dem eigenen hohen Ziel „inniger verschworen war als gleich zur Seite die Kameraden, denen es dennoch die Treue zu halten galt.“

Aber das Verhängnis mußte seinen Lauf nehmen, und mit Recht meinte Jünger, es sei zu wünschen, daß es bis zu einem Ende komme. Es sei für den Menschen besser, länger zu leiden, als Teile des Ganzen aufzuschieben, um zurückzukehren zur alten Welt.

Da nun die Waffen ruhen, kommt es darauf an, daß sich alle Kräfte, die der Sieger und der Besiegten, zu neuer Ordnung und zu neuem Leben einen. „Das Schicksal der Völker hat sich untrennbar verflochten, und der Friede führt sie entweder höherer Ordnung oder wachsender Vernichtung zu.“ „Der erste und der zweite Weltkrieg hängen zusammen wie zwei Feuerkontinente, die eine Kette von Vulkanen mehr verbindet als voneinander trennt“. Wir müssen vom Feuer zum Licht kommen. Dazu ist notwendig, daß der Friede miteinander gewonnen werde, mag der Krieg auch noch so sehr gegen einander entschieden worden sein. Die technische einheitliche Welt, in der wir nun einmal leben, verlangt eine solche innere Einigung aller Völker und Menschen.

Nur schwer kann man es sich versagen, wenigstens Andeutungen über die Friedenspunkte zu bringen. Doch müssen wir dies ob unseres Zieles übergehen. Das Entscheidende für Jünger ist die Tatsache, daß er klar erkennt, daß es sich beim Frieden nicht nur um ein politisches oder rein geistiges Werk handle, sondern daß er eine Heilsaufgabe sei. Sie setzt die Bezähmung der Leidenschaften voraus. Neben die Sühne muß die Befreiung von Haß treten. Der Friede muß dann ein heiliger Vertrag sein, um die tiefste Quelle des Übels zu verschließen, die dem Nihilismus entspringt, dem Nihilismus, den Nietzsche philosophisch, Dostojewski im Roman schilderte. Wenn die Wendung nur eine humanitäre bleibt und nicht von einer theologischen begleitet ist, wird sich der Erdball in kurzem wieder in Feuer hüllen. Und zwar kann es nur das Christentum sein, das bei aller religiösen Duldung

anderer Formen der Gottesverehrung bestimmend sein muß. In der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments ist das Gradnetz menschlicher Historie und Geographie aufgezeichnet. Aus den in früheren Werken Jüngers wie zufällig erscheinenden Bemerkungen von neuen Theologen und der Theologie als der Wissenschaft des Überflusses wird jetzt das Bekenntnis zu Theologie als Grundlage der gesamten menschlichen Bemühung. Sie erst gibt jeder einzelnen Wissenschaft ihren Halt und ihre innerste Form. Den von Hause aus protestantischen Jünger erkennt man daran, daß er an einen Bund der christlichen Kirchen denkt, an eine Synodalverfassung Europas und der Welt, die die staats- und völkerrechtliche Verfassung sichert und ihr Leben gibt.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß hier Jünger nicht zu jener Einheit vorgestoßen ist, die sowohl religionsphilosophisch wie offenbarungsgemäß gefordert werden muß. Die Wahrheit ist nur eine, und auch das Heil ist an die Einheit gebunden. Heil-los wurde die Welt erst durch Schisma und Glaubensspaltung. Es ist unsere Überzeugung, daß hierin die letzte Ursache der Zerstörungen der letzten Jahrhunderte zu suchen ist. Selbstverständlich wird nie die Gewalt und nie die Übermacht diese Einheit gestalten; aber es ist unsere Sehnsucht und unser Glaube, daß die Feuerbrände der Gegenwart die Menschen wieder für diese Wahrheit zugänglich machen. Und wieder können wir Jünger beistimmen, daß hier in erster Linie nicht die Staaten, sondern die Einzelnen aufgerufen werden. Sie sollen die Müdigkeit überwinden, die auf uns allen liegt, nachdem wir so schwere Lasten getragen und ertragen haben. „So gleicht der Einzelne dem Lichte, das sich entzündend zu einem Teile die Verdunkelung bezwingt. Ein kleines Licht ist größer, ist zwingender als sehr viel Dunkelheit.“

So klingt das Urteil über Jünger schließlich doch versöhnend aus. Es ist das Bemühen eines sich aus vielen Irrtümern und Versuchungen — der Technik und des Geistig-Schönen — emporringenden deutschen Menschen. Wenn er diese Versuchungen, wenigstens teilweise, schon überwand, die Versuchungen selbst bleiben Ausdruck der nach dem Stoff und dem Geist hin das Geschöpf verführenden Macht des Bösen. Darüber hinaus aber weiß der Katholik von dem Gnadencharakter der Fülle des freigebig spendenden Gottes, der das Ohnmächtige und Schwache verwandelt, der die sieghafte Fahne des Kreuzes in die Erde pflanzte mit dem Trost und dem Verheißungswort: Fürchte nicht, du kleine Herde; denn es hat dem Vater gefallen, euch das Reich zu geben (Lk. 12, 32). Ihr werdet in der Welt bedrängt; doch habet Mut, ich habe die Welt besiegt (Joh. 16, 33).